

Gustav Mahler (1860-1911)

„Symphonie heißt mir eben: Mit allen Mitteln der vorhandenen Technik eine Welt aufbauen.“ Dieser berühmt gewordene Ausspruch Mahlers kennzeichnet seine symphonische Kunst, die weit mehr sein will als Musik um ihrer selbst willen, als bloßes Ausfüllen vorgegebener, von der Tradition seit Beethoven geheiligter Formen. Mahlers Symphonik will über „tönend bewegte Form“ (Hanslick) hinaus Botschaften verkünden. Da das säkularisierte 20. Jahrhundert kein Ohr für solche Botschaften haben konnte, musste es zu jenen Missverständnissen kommen, denen Mahlers Kunst nicht erst seit ihrer Verfemung durch das Regime Hitlers ausgesetzt war. Vielleicht ist es kein Zufall, dass Mahlers Zuversicht - „Meine Zeit wird kommen“ - sich erst erfüllte, nachdem die furchtbaren Katastrophen zweier Weltkriege die Sinne geschärft hatten für die Brüchigkeit einer längst nicht mehr heilen Welt, wie sie sich in Mahlers Musik mit aller Problematik spiegelt.

Der am 7. Juli 1860 in Kalischt (Böhmen) geborene, am 18. Mai 1911 in Wien an einer Sepsis verstorbene Komponist entstammte kleinbürgerlich-jüdischen Verhältnissen. Sein äußerer Lebensweg ist von unaufhaltsamem Aufstieg bestimmt: Studium am Wiener Konservatorium, Kapellmeister in Bad Hall, Ljubljana, Olmütz, Kassel, Prag, Leipzig, Direktor der Oper in Budapest, und schließlich über die Zwischenstation Hamburg seit 1897 Direktor der Kaiserlichen Hofoper Wien – eine Dirigenten-Fron, die ihn zwang, seine schöpferisch-kompositorische Arbeit im wesentlichen auf die Sommerferien zu beschränken. Als er glaubte, sich dieser Fron durch Gasttätigkeit in New York weitgehend entziehen zu können, war es zu spät; dem Sturz in Wien 1907 folgte vier Jahre später das Ende. Seinen größten Triumph, die Uraufführung der *8. Symphonie* in München, überlebte er nur um acht Monate. Zu jenem Welt-Kosmos, als den Mahler seine Symphonik betrachtete, gehört nicht nur die hehere Kunst, sondern, sie es in der zerbrochenen Welt des symphonischen Idealismus' Beethovens nicht anders sein konnte, auch das Untere, das, was eine Kunst, die Ersatzreligion sein wollte, verschmähte – daher der Vorwurf der „Banalität“, dem sich Mahler lange ausgesetzt sah. Seine Themen, auch die scheinbar „banalen“, sind Material, das in jene tönende, mit allen Mitteln der Technik zu bauende Welt genauso einging wie die hohe Kunst, mit der er seine symphonischen Strukturen von bis dato ungeahnter Weite, Ausdehnung und Spannkraft wölbte.

Nichts ist falscher, als in dieser Monumentalsymphonik mit ihrer extremen Ausweitung des Aufführungsapparates so etwas wie wilhelminische Großmannssucht sehen zu wollen. Sie ist eher das Gegenteil: eine Spiegelung des Zerfalls einer Gesellschaft und damit einer Musik, die in diesem Zerfall, in dieser Brüchigkeit, die Kräfte freisetzt für die Musik des 20. Jahrhunderts. Mahlers gefährlich wachsende Popularität, die sich vielfach an der Fassadenwirkung entzündet, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass seit Wagner keine zweite Musik so stark in die Zukunft gewirkt hat wie diejenige Mahlers.